

Eine weiße, sitzende Gestalt erhebt sich. Kurze militärische Verbeugung:
— Trotzki!

Er bietet mir mit knapper Geste einen Stuhl an. Wir setzen uns. Trotzki an der Längsseite seines ausholenden, mächtigen Schreibtisches — ich an der Querseite. Er schweigt. Ich auch. Im ersten Augenblick erinnert er mich an eine Fotografie Strindbergs. Diesen Eindruck erweckt vielleicht sein Gesicht mit dem seltsamen Mund. Eine graue, borstige, Fliege verdeckt das fliehende, fast völlig fehlende Kinn. Seine Hautfarbe ist blaß, krank, käsig. Graumeliertes Haar in einer naturgewellten Tolle endend, wie man sie bisweilen bei den für das Musische interessierten Zahnärzten sieht. In seinem Kneifer spiegelt sich die Sonne. So grell, daß seine Augen nicht zu erkennen sind. Die ungehobelte Tischplatte ist bedeckt mit Manuskripten, Büchern und Lexika. Vor mir liegt eine Zeitung in arabischen Lettern. Trotzki's Profil steht im Rahmen eines seitlich geöffneten Fensters vor Gärten und vereinzelt Häusern der Insel. Im Hintergrund die dunstigen Umrisse der Gebirge Kleinasiens. Seine gepflegten Hände spielen mit einem türkisblauen Füllfederhalter über Manuskriptblätter in dem immer peinlicher werdenden Schweigen wie ein Pendel hin und her.

Die Sonne sinkt. — Jetzt lächelt Trotzki und sieht auf. Unsere Augen treffen sich . . . seine sind geladen mit Geist, asketisch — gebieterisch — unerwartet hell —! ja, diesem Blicke glaubt man, daß er keine Kompromisse schließt — lebendig ist er — klar und blau wie der Füllfederhalter, den er noch immer über eine Schreibmaschinenseite hin und her kratzt. Er sieht mich scharf, kalt und prüfend an. Sein schneeweißes und im Kragen geschlossener, uniformähnlicher Anzug wirkt wie die Sommermontur eines Offiziers.

„Ich danke Ihnen“, beginne ich, „daß Sie mich empfangen haben.“

Trotzki macht eine nichtssagende, lächelnde Bewegung mit dem Kopf, ohne sein Schweigen aufzugeben. Er sitzt auf einem schlichten Holzstuhl. Hinter ihm an der Wand steht ein breiter, bequemer, braunlederner Barockstuhl.

„Sie kommen aus Deutschland?“ Sein Deutsch ist fließend und akzentfrei.

„Nein, aus Italien.“

„Ja“ — er sieht in die Weite. Dann — seine Gedanken abbrechend:
„Was macht Ernst Lissauer?“

„Ernst Lissauer? Er schrieb im Kriege das Gedicht ‚Gott strafe England‘.“

Trotzki schiebt die Unterlippe weit vor und fegt noch immer mit dem Füllfederhalter herum — dabei zuckt er nervös: „Und was ist aus dem Schauspieler Granach geworden? Ich lernte ihn vor dem Krieg in Berlin kennen. Und Piscator? Und Reinhardt? Noch immer Schaustellungen und Pomp wie vor dem Krieg? Ich habe ihre Literatur nur bis 1914 verfolgt, dann —“, er lächelt, „dann begreiflicherweise nicht mehr.“